

Zeitschrift: Schweizer Spiegel
Herausgeber: Guggenbühl und Huber
Band: 36 (1960-1961)
Heft: 7

Artikel: Milchmann in Südwestafrika
Autor: Schüpbach, Paul
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-1074225>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 17.01.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Milchmann

in

Paul
Schüpbach

Südwestafrika

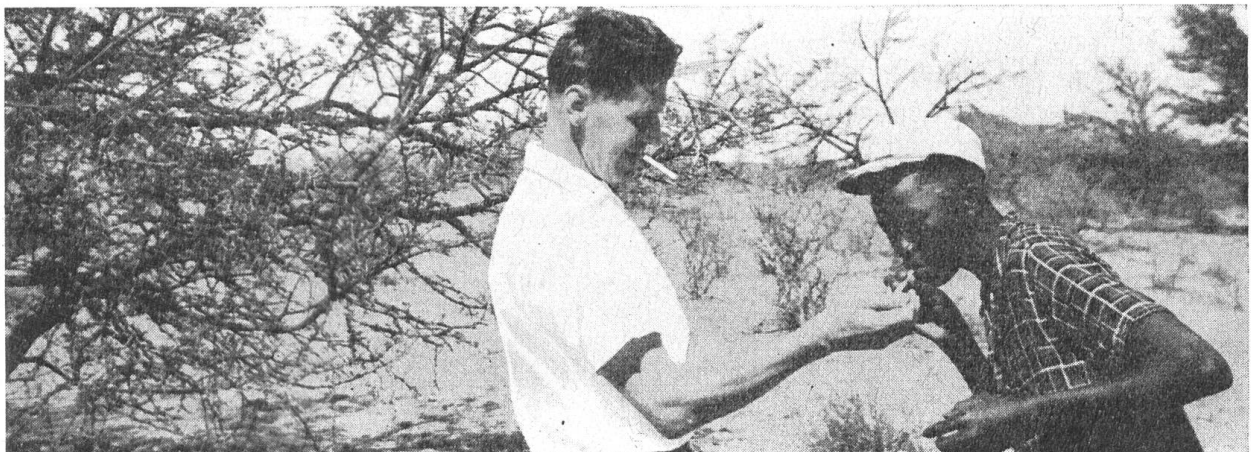
Wir veröffentlichen diese Idylle, obwohl wir uns voll bewußt sind, daß die darin zum Ausdruck gebrachte Stellungnahme des Verfassers zur Rassentrennung zwar gewiß durch eigene, aber eben doch sehr begrenzte Erfahrung belegt ist. Unsere Gegenwart hat uns eindrücklich gezeigt, wie Urteile, die «über Tausende von Kilometern» erfolgen, zwar oberflächlich und irreführend sein können, aber solche von Mitbeteiligten an Ort und Stelle sich oft als nicht minder einseitig und trügerisch erweisen.

F. H.

Im Jahre 1955 fand in Johannesburg zugunsten der dortigen Universität ein großer Festival statt, zu dem Teilnehmer aus aller Herren Länder eingeladen worden waren. Darunter befanden sich auch Künstler verschiedener musischer Richtungen, die für die Unterhaltung der Gäste zu sorgen hatten. Bei diesem Anlaß bahnten sich unerwartet meine ersten Beziehungen zum schwarzen Erdteil an. Meine Frau konnte nämlich durch das Auslandschweizer-Hilfswerk als Jodlerin mitfahren. Ihr waren Grußbestellungen für einen Schweizer, der in Johannesburg als Koch tätig war, aufgetragen worden. Nach dem Festival zog dieser Koch nach Windhuk, dem Hauptort des ehemaligen Deutsch-Südwestafrika, das heute der Südafrikanischen Union einverleibt ist. Wir blieben mit dem Manne in Briefwechsel.

Ursprünglich hatte ich den Beruf eines Käfers gelernt. Später war ich dann in das Polizeikorps der Stadt Bern eingetreten. Irgendwie lockte mich immer schon die Fremde. Deshalb erkundigte ich mich bei unserem Freund in

Der Verfasser mit seinem Boy



Windhuk, wie es dort um die Milchwirtschaft bestellt sei. Überraschend erhielt ich eines Tages den Bescheid, er hätte eine gute Stelle für mich in einer Molkerei. Falls ich darauf reflektiere, solle ich sofort berichten. Nach eingehender Beratung im Schoße der Familie, die aus meiner Frau und mir besteht, entschlossen wir uns, nach Afrika zu fahren und zwar per Schiff. Im Frühling 1958 war es soweit.

Eines Morgens, als wir auf dem Dampfer erwachten, lag er still vor Anker. Zwei Kilometer vor uns war die Küste.

Sand, nichts als Sand

Eine unübersichtliche Sandwüste tat sich auf und davor hatte es Häuser: Walfischbay. Es stank nach Fisch, denn in Walfischbay stehen große Fischkonservenfabriken. Walfischbay ist der Umschlagshafen von Südwestafrika. Von dort führt eine Bahn ins Innere. Wir wurden aber von der Frau unseres Freundes per Auto abgeholt. Sie fragte, wie es uns hier gefalle. Wir schauten etwas betroffen auf die riesigen Sanddünen, die sich grau in grau hinter der Siedlung auftürmen. «An diesen Sandbergen ließe sich wahrscheinlich gut skifahren» – meinte meine Frau lachend. Ich aber als Käser fühlte mich in dieser Sandwüste vollständig fehl am Platze.

Am 2. Juni kamen wir an unserem Bestimmungsort Windhuk an. Dort besaß der Farmer Henri Deutschmann zugleich auch die einzige Molkerei am Platze. Sie hatte einen Tagesumsatz von ca. 3000 Liter Milch. Der Name Molkerei schlägt allerdings diesen Betrieb fast zutode. Was wir antrafen, war eine alte Hütte mit ziemlich primitiven maschinellen Einrichtungen. Die «Molkerei», dort «Mavis Dairy» genannt, steht in einem Vorort.

Die Arbeit des «Molkereiexperten», als welchen ich zur Aufsicht des Betriebes angestellt worden war, bestand im wesentlichen darin, die von den Farmern im Umkreis von einigen hundert Kilometern anfallende Milch zu kaufen, sie zu reinigen, pasteurisieren, zu kühlen, in Flaschen abzufüllen und in der Stadt zu vertragen. Als Hilfskräfte standen zur Verfügung: Ein deutscher Chauffeur für den andert-halbtönnner Camion, Lory genannt, fünf Negerbuben und drei erwachsene Schwarze. Die Milch wird auf den entfernteren Farmen immer zwei Tage zusammengespart, denn der «Milchzug» fuhr nur dreimal in der Woche

und traf in Windhuk jeweils morgens um 04.15 ein. Jede Kanne mußte von mir getestet werden. Kühlwagen gibt es noch nicht. Die Milch wird vor dem Transport auf der Farm entgast und gekühlt. Die Reinigung erfolgte nachher bei mir mit der Zentrifuge. Die Transportgefäße bleiben durch die Hitze (durchschnittlich 40 °C) steril. Die Milch weist dadurch geringen Säuregehalt auf und bleibt zum Verwundern lange haltbar.

Dreimal pro Woche waren rund 970 Kunden zu beliefern. Weiße, Buren, Engländer, Deutsche. Ein einziger Schwarzer war darunter. Er konnte mehrere Sprachen und war daher als Dolmetscher bei der Post angestellt.

Ich werde Pächter

Vier Monate arbeitete ich unter Deutschmann zu einem Monatslohn von rund 1200 Franken. Darauf konnte ich den Betrieb pachten. Herr Deutschmann zog sich ganz auf seine Farm zurück. Zuerst arbeiteten wir unter ganz miserablen Wohnverhältnissen. Ein «Zimmer», ähnlich einem eingebauten Stall, ohne Licht und Wasser, diente als Wohnung. Wir mieteten deshalb so schnell als möglich etwas Menschenwürdiges in der Stadt. Im besagten «Zimmer» schlief ich dann jeweils nur in den Nächten, wenn am andern Morgen die Milch eintraf.

In Südafrika mißt man nicht mit Liter, sondern mit Pint (ca. 1/2 Liter), Quart (ca. 11 Deziliter) und Gallonen (ca. 4,5 Liter). Nach Gesetz müssen jeden 8. eines Monats die Milchlieferanten, die Farmer, bezahlt werden. Das geschah immer per Check. Am 25. stellte ich jeweils die Rechnungen für die Stadtkunden aus. Für diese besteht aber kein Zahlungszwang, so daß ich stets die liebe Not hatte, bis ich zu meinem Gelde kam. Trotzdem es unter ihnen eigentlich nicht viele Arme gibt, sind die Leute dort weniger zahlungsfreudig als etwa in der Schweiz.

Außer Milch hatte ich in der Molkerei nichts zu verkaufen. Die Regierung besitzt das «Buttermonopol» und liefert die Butter selbst. Damit der Rahm nicht schlecht wird, schicken ihn die Farmer mit ca. 50 Prozent Fettgehalt in die Creamerien. Ein Pfund Butter kommt auf ungefähr Fr. 1.90 zu stehen. Sie ist gut, jedoch gesalzen, aber man gewöhnt sich daran. Jeder Store besitzt Kühlvitruinen und führt Butter und Käse. Für meinen Haushalt butterte ich selbst.

Der Verdienst war gut. Der Ankauf der Milch betrug drei Shilling pro Gallone und der Verkauf fünf. Die Preise sind vorgeschrieben. Milch, die infolge Verspätung des Zuges schlecht geworden ist, muß die Bahn entschädigen. Auf diese Weise entstanden mir keine Verluste.

Wie den meisten Auswanderern, erging es auch uns. Was wir in Afrika antrafen, war etwas ganz anderes als wir erwartet hatten. Anfänglich machte es uns etwas Mühe, uns zurecht zu finden. Durch dreihundertfünfundsechzig sonnige Tage im Jahr wird aber vieles wettgemacht. An schweizerischen Verhältnissen gemessen, fanden wir das meiste weniger als nur einfach. Unter solchen Verhältnissen in der Fremde ein Geschäft zu übernehmen, bietet allerhand Schwierigkeiten. Aber mit Mut und Arbeitswillen geht und ging es schließlich auch dort vorwärts. Das Land ist reich. Wenn einer arbeitet, verdient er gut, ob schwarz oder weiß, gleich welcher Rasse und Farbe.

Weiss und Schwarz in Windhuk

Die Stadt hat ungefähr 20 000 weiße und ungefähr 40 000 schwarze Einwohner. Sie ist als Hauptort Südwestafrikas der Sitz der Verwaltung. Die Schwarzen leben außerhalb der Stadt in unvorstellbar primitiven Behausungen. Die

Eingeborenen werden von den Weißen als Kaf-fern bezeichnet. Das gilt bei den erstern als Schimpfwort und entspricht ungefähr unserem «Tschingg» für Italiener. Man zählt etwa zehn verschiedene Negerstämme. Die größten sind die Damara, Herero und Hottentotten. Diese streiten ewig um die «Vorherrschaft» unter ihresgleichen. Sie haben alle einen fürchterlichen Standesdünkel.

Das Standesbewußtsein der verschiedenen Stämme untereinander ist mindestens so groß, wie das der Weißen gegenüber den Negern. So weigerten sich zum Beispiel in Windhuk Schwarze, mit andersstämmigen in einer neuen, ihnen von der Regierung zur Verfügung gestellten Siedlung zusammenzuwohnen. Im Zuge der Stadtanierung waren die schlimmsten Elendsviertel niedergerissen worden und die Schwarzen sollten in einfache, aber saubere und zweckentsprechende Häuschen übergesiedelt werden. Da kam man aber schön an. Die Schwarzen weigerten sich und rebellierten. Es mußte schließlich sogar Militär aufgeboden werden, und geschossen wurde auch.

Obschon ich, was mich betrifft, die Schwarzen gut mag, habe ich mich bald nicht mehr allzu sehr darüber gewundert, daß sich die südafrikanische Regierung für eine Rassentrennung einsetzt. Es geht den meisten weißen Siedlern so, auch wenn sie neu in dieses Land kom-

Wie die Wohngemeinde zur Heimat wird

Vorbildliche kulturpolitische Massnahmen, wie sie einzelne Gemeinden am Zürichsee durchführten

(Aus dem Jahrbuch vom Zürichsee 1958/59)

Schematische Bau-Linien erschweren die Erhaltung von Orts-Kernen (Küsnacht)

Durch Geometer und Strassenbauer sind mitten durch die Ortschaften schematische, meist parallele Baulinien vorgeschlagen worden. Bestehen sie einmal zu Recht, so können sie grossen Schaden verursachen. Sie führen in vielen Fällen zur bereits gerügten Gleichförmigkeit und fällen Todesurteile über erhaltenswerte Bauten, bevor die räumliche Situation und ortsgestalterischen Möglichkeiten überhaupt geprüft sind.

Als Grundsatz müsste gelten: Im Ortskern dürfen Baulinien nur nach eingehendem Studium der räumlichen, baulichen und verkehrstechnischen Möglichkeiten durch mit der Materie vertraute Bau- und Verkehrsfachleute gemeinsam erfolgen. Dieses Studium muss räumlich am Modell geschehen, die Arbeit auf dem Zeichenbrett führt oft zu Fehllösungen. Bestehende Baulinien, die bereits nach der erwähnten schematischen Arbeitsweise gezogen waren, sind rechtzeitig in Revision zu stellen. Wenn die Bauvorschriften für den Ortskern entsprechend gefasst sind, so ist oft im Einzelfall ohne Baulinie eine bessere Lösung möglich.

men. Aus der Ferne, über Tausende von Kilometern, lassen sich die dortigen Verhältnisse einfach schwer beurteilen. Die Schwarzen wollen ebenso wenig unter den Weißen leben wie umgekehrt. Auch wenn die letzteren dazu Hand bieten.

Um eine eingeborene Arbeitskraft zu erhalten, muß man sich bei der Regierung melden. Die Anstellung erfolgt vertraglich. Die Löhne sind ebenfalls vorgeschrieben. Die Kontraktarbeiter sind hier fast ausschließlich Schwarze vom Stamme der Ovambos, aus dem Gebiete hinter der Etoschapfanne. Es sind Naturburschen, höchstens mit etwas Missionsschulbildung. Diese Arbeiter kommen meistens aus Reservaten. Das Reservat ist ein von der Regierung bestimmtes Gebiet, das ausschließlich von Schwarzen bewohnt wird. Kein Weißer darf es betreten. Nur wer die nötigen Beziehungen hat, bekommt ausnahmsweise einen Paß, um beispielsweise im Reservat ein paar seltene Aufnahmen zu machen. Die Weißen brauchen also auch Pässe, um «Schwarzes Gebiet» betreten zu können.

In seinem Gebiet kann der Schwarze tun und lassen was er will. Es sei denn, sein «Häuptling» benötige ihn für irgend einen Zweck. Die Regierung gibt für den Gesundheitsdienst in diesen Gebieten sehr viel Geld aus. Auch wird sehr viel getan, um den Schwarzen eine neuzeitliche Agrarwirtschaft beizubringen. Das Reservat Ovamboland ist von ganz Südwestafrika das fruchtbarste Gebiet, mit regelmäßigen Niederschlägen. In den zentral gelegenen Bezirken, die von weißen Farmern besiedelt sind, fällt viel weniger Regen.

Hat ein Eingeborener des Reservates Lust und Willen, bei einem Weißen zu arbeiten, meldet er sich bei seinem Häuptling. Dieser wiederum meldet ihn bei der Regierung an, die ihm eine Stelle vermittelt.

Beinahe jede Hausfrau hat so einen Boy aus dem «Busch». Es braucht sehr viel Geduld, um aus diesen Naturkindern brauchbare Angestellte zu machen. Es stimmt nicht, daß sie schlecht bezahlt werden. Die Entlohnung ist jedenfalls der Arbeitsleistung angemessen.

Die Eingeborenen haben vor Gericht die selben Rechte wie die Weißen. Im Gesellschafts- und Wirtschaftsleben stehen sie jedoch überall im zweiten Glied. In den Läden, öffentlichen

Lokalen und Verkehrsmitteln gibt es separate Tische und Plätze für sie. Die Neger im Arbeitsvertrag erhielten für jeden Nachtausgang einen Paß. Ohne solchen dürfen sie sich nicht vom Arbeitsort entfernen.

Milipape ist die Hauptnahrung der Eingeborenen. Es ist dies ein Brei aus Mais. Meine Arbeiter verzehrten diese Speise fast täglich. Ab und zu kaufte ich ihnen beim Metzger einen Kuhkopf, den sie jeweilen mit besonderer Freude zubereiteten und aßen.

Die Schwarzen sind scharf auf Bier, das sie verbotener Weise selbst brauen. Der Alkoholexzesse wegen war die Regierung seinerzeit gezwungen, die Heimbrauerei zu verbieten. Das Verbot wird aber heimlich übertreten. Als Rohstoff für Bier dient das sogenannte Kafferkorn. Hauptlieferant hiefür ist der Staat selbst. Es ist jedoch als Nahrungsmittel vorgesehen und nicht als Getränk. Die Schwarzen sollten daraus eine Art Linsengericht herstellen. Sie ziehen demselben aber ihren Milipape hundertmal vor.

Nach einem Alkoholexzess der Eingeborenen erschien eines Tages die schwarze Polizei und stocherte bei den Behausungen im Sande herum. Sie verwendeten dazu Eisenstäbe ähnlich jenen, wie sie bei uns die Feldmauser tragen. Die Polizei als Feldmauser? Das war mir neu. Bald aber merkte ich, was gespielt wurde. Sie suchten im Sande nach versteckten Benzinkanistern, in welchen die Schwarzen das verbotene Bier vergruben. Erwischte kommen vor Gericht. Wenn sie die Buße nicht sofort bezahlen, werden sie eingesteckt. In der Regel sind aber irgendwelche Freunde da, die für sie zahlen.

David, mein Flaschenwäscher, dem ich anstatt der vorgeschriebenen 2.10 Pfund Lohn pro Monat deren neun (mit Wohngelegenheit, aber ohne Essen) bezahlte, verlangte noch mehr. Seine Mitangestellten erhielten elf, leisteten aber auch bessere Arbeit. Als ich ihm eine Aufbesserung verweigerte, klagte er mich ein.

Der Bezirkskommissar führte die Verhandlung. Er fragte mich, ob ich gewillt sei, mehr zu zahlen. Ich verneinte. Darauf wandte er sich an David:

«Du siehst selbst, David, er will nicht, zwingen kann man ihn nicht. Da ist nichts zu machen!»

David mußte wohl oder übel weiter arbeiten. Ein Kontraktarbeiter kann den Vertrag nicht

Foto: Hans Keusen
Katze auf der Wendeltreppe

vor Ablauf kündigen. Er darf jedoch beim Kommissar, dem bei uns etwa die Fremdenpolizei entspricht, Beschwerde einreichen, wenn er sich benachteiligt fühlt. Ich gab David dann freiwillig etwas mehr, weil dies noch immer billiger kam, als wenn er mir durch passiven Widerstand täglich noch soundsoviele Flaschen mehr zerschlagen hätte als bisher. Der Verschleiß an Milchflaschen betrug so schon ein Pfund, denn Flaschen, die er nicht sofort sauber brachte, zerschlug David kurzerhand.

Von den Farmern, der Milchwirtschaft und der Tierwelt

Die Farmen schmiegen sich dem Gelände an. Einstöckig, flach gebaut, bestehen sie aus Wohn- und Wirtschaftsgebäude. Nähert man sich einer Farm, hört man lange vorher ein dumpfes, regelmäßiges Klopfen. Es sind die Pumpen, die das Wasser oft aus über hundert Meter Tiefe heraufholen. Sie werden mit Benzinmotoren betrieben. Die Farmer sind Allround-Handwerker. Sie müssen sich auskennen in Schmiedearbeit, Schlosserei, Zimmerei, Automechanik, als Elektriker und so weiter. Ich habe gesehen, daß sie sogar selber Elektromotoren wickelten. Handwerker sind dort kaum zu erreichen.

Die Tätigkeit des Farmers kann mit der Arbeit unserer Bauern nicht verglichen werden. Schwerarbeiten wie sie unsere Schweizer Bauern zum Teil verrichten müssen, wären in Südwestafrica für Weiße nicht denkbar. Die Hitze von durchschnittlich vierzig Grad Celsius läßt oft schon das bloße Dasein zu einer großen Anstrengung werden. Am Morgen, kurz vor Sonnenaufgang, stehen die Farmer auf. Die «schwere» Arbeit verrichten die Schwarzen, denen die Hitze nichts anhaben kann.

Es hat viel Simmentaler Vieh, dann Jersey- und Friesland-Rinder. Die Rassen haben sich auch gemischt. Ein Farmer besitzt zwischen 5000 und 50 000 Hektaren Land. Auf 1000 Hektaren kann man zirka 100 Stück Vieh halten. Mir fiel auf, daß im Gegensatz zur Schweiz die Kühe dort links gemolken werden. Vielleicht deshalb, weil Südafrika Linksverkehr hat. Die Kühe melkt man im Freien. Dazu werden sie an den Hinterbeinen leicht mit einem Lederriemen gefesselt.

Grasbau in unserem Sinne kennt man nicht. Der Boden ist steppenähnlich. Das lange, zähe

Steppengras schießt zur Regenzeit in Büscheln in die Höhe. Wenn der Regen vorbei ist, trocknet es stehend. Von Heu weiß man auch nichts. Es wird kein Gras gemäht. Man könnte diese zähen Gräser kaum schneiden. Die vertrockneten Halme sind sozusagen stehendes Heu. Davon lebt das Vieh die größte Zeit des Jahres.

Weil die «Molkerei» abseits lag, sahen wir oft wilde Tiere. Sie kamen teils an unseren Brunnen zur Tränke. Es gibt dort Kudus, Gazellen, Wildebeest, prächtige Gemböcke, Springböcke, Hyänen, Geparden, Leoparden und Wildkatzen. Paviane sind dort die einzigen Affen. Sie leben herdenweise. Wir konnten einmal einen Familienrat der Paviane beobachten. Die Sippe bildete einen Ring. Auf einer Seite saßen die Männchen, auf der andern die Weibchen mit den Kindern. Sie führten ein «Palaver» durch und ihr tiefes, abgehacktes «ghu! – ghu! – ghu!» war für Außenstehende komisch anzuhören.

Eines mittags gab es bei der «Molkerei» einen Mordskrach. «Mister komm schnell! – Mister komm schnell!» schrie einer der Negerbuben in größter Aufregung. Als ich nachsah, waren die andern Buben daran, mit Steinen eine Herde Paviane zu vertreiben, die sich zum Hause herangewagt hatte. Der Pavian hat ein fürchterliches Gebiß und ist nicht ungefährlich, wenn er sich bedroht fühlt.

Die Farmer führen einen steten Abwehrkampf gegen die Leoparden und Geparden, die ihnen die Jungtiere zerreißen. Löwen gibt es in jener Gegend nur noch in den Reservationen. Die der Stadt Windhuk am nächsten liegende, ist das Gebiet der Etoschapfanne. Dort habe ich von Löwen sogar Gruppenbilder aufgenommen. In die Stadt selbst verirrt sich ab und zu noch tropisches Ungeziefer wie Schlangen, Skorpione und Taranteln. Gegen diese hält man Hunde und Katzen. Einmal fand ich unversehens einen kleinen gelben Skorpion, den giftigsten dieser Art, in der Küche im Schuhputzzeug. Er war durch eine defekte Wasserleitung eingedrungen.

Wir hatten einen patenten Kater namens Jakob. Er meldete uns alles, was ihm irgendwie verdächtig erschien. So holte er einmal sogar meine Frau herbei, als im Kochherd nur der Grill wackelte und leise klapperte. Jakob brachte oft kleine Gekkos herbei, eine Eidechsenart mit breitem Kopf und kammartiger Haube. Mit diesen drolligen Tierchen spielte er Fangis.

Das gesellschaftliche Leben

Die Tagesregeln nimmt man in jenem Gebiet nicht tragisch. Man hält sich wenig an bestimmte Zeiten. So entschlossen wir uns beispielsweise eines abends um zehn Uhr, mit einem drei Autostunden abseits wohnenden Farmer, Herr Hofmann, der in Windhuk seine Kinder abholte, heimzufahren und seiner Farm einen Besuch abzustatten. Seine Kinder gingen in der Stadt in die Höhere Deutsche Privatschule.

Farmer Hofmann ist ein ausgezeichnete Schütze. Er nahm uns mit zur Jagd. Hierzu fährt man auf dem extra dafür eingerichteten «Lory», einem Lastwagen mit einer Art Podium, um das ein Geländer befestigt ist, damit man nicht hinabfällt.

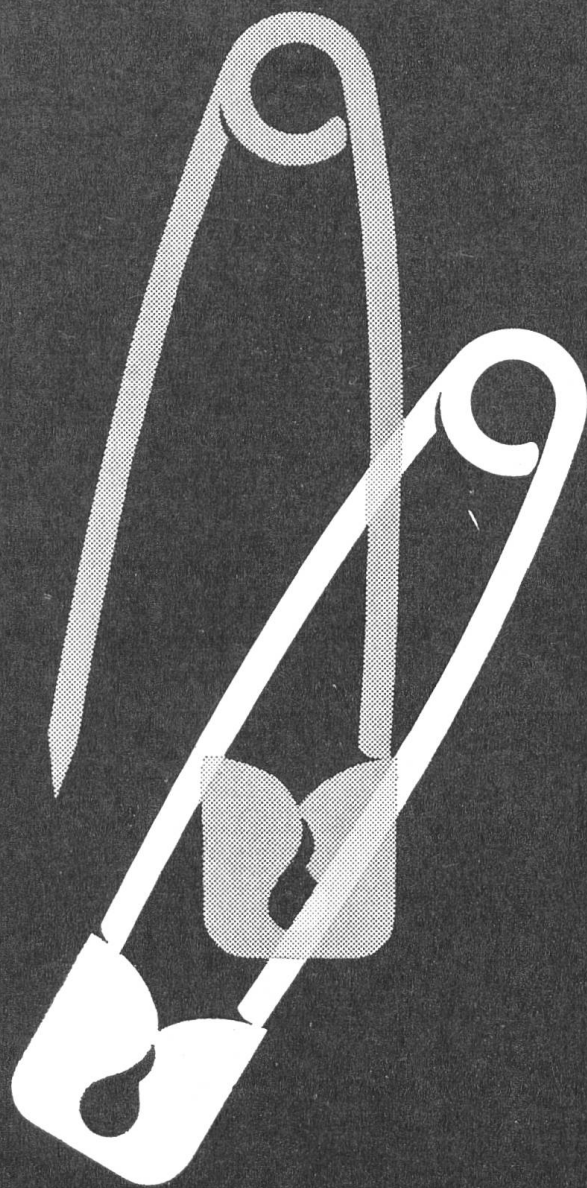
Eine Kostprobe seiner Schießkunst legte der Farmer ab, als er auf zirka 300 Meter Distanz, mit Zielfernrohr, ein junges Eberchen aus einer Wildschweinfamilie durch Blattschuß erlegte. Ich selbst schoß an einer Wasserstelle ein Kudu, eine Antilopenart. Auch der Farmer schoß eines. Dabei konnte ich einen Jagdbrauch beobachten. Der Farmersohn weidete das Kudu aus und brach zwei Ästchen von einem Busch, die er im Blute des erlegten Tieres tränkte. Den einen Zweig legte er dem toten Kudu ins Maul (als Sinnbild der letzten Nahrung) und den andern brachte er, unter herzlicher Gratulation für den guten Schuß, dem Schützen, welcher ihn auf den Hut steckte. Herr Hofmann schoß nie unnütz Tiere und nur männliche.

Auf seiner Farm wurden wir direkt fürstlich bewirtet. Es gab dort einen Karpfenteich, aus dem jedes seinen Fisch selbst fangen konnte. Der Farmer hänselte meine Frau, weil sie nur männliche Fische erwischte. Er sagte, sie sei auf Männerfang aus.

Bei der Farm lief ein Windmotor, der das Grundwasser heraufpumpt. Daran war eine improvisierte Dusche angeschlossen, unter welcher man badete.

Die Südafrikaner sind unerhört gastfreundlich. Es gab denn auch öfters Einladungen und gegenseitige Besuche. Kalte Reserviertheit kennt man dort wenig oder nicht. Natürlich gab es auch eine Schweizerkolonie mit rund 20 Mitgliedern. Darunter hatte es einen Mann, der noch im Alter von 60 Jahren ausgewandert war. Zuerst nach Kapstadt, dann nach Windhuk, wo er heute als Maler tätig ist.

Vorsorge = Versicherung



**Versicherung = Waadt-Unfall
Waadt-Leben**



Agenturen in der ganzen Schweiz.

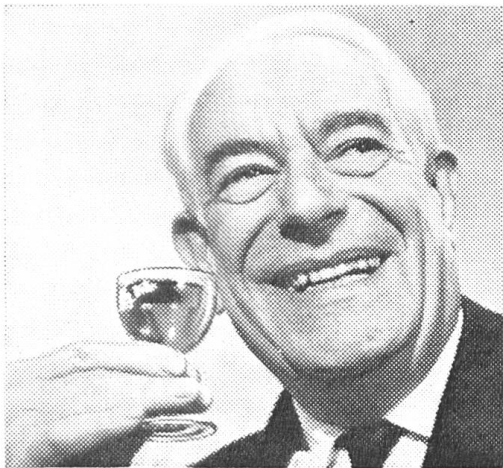
Der Schweizer Nationalfeiertag, der erste August, wurde im Schosse der Kolonie als großes Fest aufgezogen, bei welchem es zahlreiche eingeladene Gäste gab. Darunter auch der allgemein beliebte Farmer Hofmann. Er war allerdings Deutscher und wurde unter großem Hallo in die Schweizerkolonie als «Kanton Rückzug» eingebürgert. Als eifriger Briefmarkensammler erhielt er ein Schweizer Wappen eigener Art geschenkt. Das Kreuz bestand aus Schweizer Briefmarken und das Feld aus anderen. Für mich und meine Frau gab es noch eine besondere Überraschung. «Chaufet Si es Abzeiche?» – fragte nämlich plötzlich jemand zu unserer Verblüffung. Und tatsächlich wurden in Windhuk, im schwarzen Erdteil, die Schweizer Augustfeierabzeichen verkauft. Darüber mußten wir herzlich lachen.

Die Abzeichen werden übrigens, wie ich dann erfuhr, auf der ganzen Welt durch die Konsulate an die Schweizerkolonien verteilt. Wir stellten fest, daß diese unscheinbaren Kreuzchen ein besonderes Verbindungsstück zwischen Heimat und den Schweizern im Aus-

land bilden und deshalb von jedermann gerne gekauft wurden.

In Windhuk gibt es wohl eine Post, aber keinen Briefträger. Das Postbüro ist ein «Selbstbedienungsladen». Jeder bringt und holt seine Post selber. In der Regel geht man am Morgen schnell zur Post, zur Bank und trifft sich anschließend bei einem Whisky in der Bar. Ich ging natürlich zu unserem Landsmann «Godi» (dem Koch von Johannesburg), der mir die Stelle verschafft hatte, und der nun in Windhuk ein Hotel führt. Dort traf ich mich fast regelmäßig mit den selben Leuten: Vier bis fünf Farmern, zwei Bauunternehmern, dem Möbelschreiner «Bubi» und seinem treuen Schäferhund «Pascha». Kam «Bubi» einmal nicht ins Lokal, kam sicher «Pascha» allein und suchte ihn. Wenn er alle beschnuppert hatte, ging er enttäuscht weg, um seinen Herrn anderswo zu suchen.

Nach kurzer, schwerer Krankheit starb plötzlich unser Freund, der Möbelschreiner. Er fehlte uns sehr. Noch mehr aber seinem treuen «Pascha». Sechs Monate nach dem Tode seines Meisters suchte ihn «Pascha» im-



Er hat gut lachen, denn er trinkt

Weisflog

BERTA RAHM

Vom möblierten Zimmer bis zur Wohnung

Anregungen für das Einrichten von
Einzelräumen und Wohnungen

Mit 230 Zeichnungen der Verfasserin
6.–7. Tausend

Reizender Geschenkeinband. Fr. 8.80

*Ein entzückendes Geschenk
für Verlobte und junge Eheleute*

SCHWEIZER SPIEGEL VERLAG
ZÜRICH 1

BESUCHER SIND BELIEBT IN

GRIECHENLAND



▼▼

Der Grieche ist stolz darauf, Sie verwöhnen zu können. Es ist ihm ein persönliches Bedürfnis, dass auch Sie als Gast von den mannigfaltigen Schönheiten des herrlichen Landes begeistert sind... begeistert von der Stille und Verträumtheit von unzähligen, reizvollen Inseln... begeistert vom Schwimmen, Segeln, Tauchen und Fischen in den malerischen Buchten der 4000 Kilometer langen Küste.

Sein grösster Stolz? — Ihre Freude über die Tatsache, dass Sie *das* Sonnen-Ferien-Paradies gefunden haben.

Griechische Zentrale für Fremdenverkehr, 4. Stadiou Street, Athen

Günstige Preise ...

Bahnkosten Zürich — Athen retour
ab Fr. 275.— (2. Klasse)

Autofähre von Brindisi nach Corfu
oder bis Patras. Bis Corfu für 2 Pers.
(inkl. Wagen) ab Fr. 157.—

Flugkosten Zürich — Athen retour mit Jet
ab Fr. 881.—

Hotels: Einerzimmer inkl. Douche und Service:
De Luxe-Kl. Fr. 20.50, 1. Kl. Fr. 12.—,
2. Kl. Fr. 9.—

**Ihr Reisebüro gibt Ihnen gerne
Auskunft über die vielseitigen und
interessanten Pauschal- und
Einzelreisen.**

GRIECHENLAND

GRÜSST SIE WÄRMSTENS*

* 300 Tage Sonnenschein

mer noch regelmäßig jeden Tag getreulich in der Bar, beschnupperte alle Gäste und schlich dann traurig, mit hängendem Kopf und Rute wieder davon.

Ungefrenute Landsleute

Wie verantwortungslose Berichterstatter die Tatsachen entstellen, erlebten wir selbst. Im Dezember 1958 kam ein Ehepaar nach Windhuk. Sie war «Reisejournalistin» und schrieb in einer Schweizer Zeitung über die Verhältnisse und Erlebnisse in Südwestafrika. Der Bericht gab ein völlig entstelltes Bild. Sie schrieb zum Beispiel, Windhuk sei eine Stadt mitten in der Wüste, sowie noch anderen Blödsinn, nur um dem Bericht einen romantischen Anstrich zu geben. Auch schrieb sie ganz gemeine Lügen über einen Farmer, an dem sie sich rächen wollte, weil er sie vermutlich nicht gerade so empfangen hatte, wie sie es sich erträumte.

Die weißen Bewohner, welche das Ehepaar gastfreundlich aufgenommen hatten, waren über die Art und Weise der Berichterstattung sehr aufgebracht.

Auch der saubere Gatte der Journalistin, ein Ehemaliger einer landwirtschaftlichen Schule der Schweiz, legte für die letztere im besonderen und für unser Land im allgemeinen ebenfalls keine große Ehre ein. Er hatte geprahlt, in Südwestafrika landwirtschaftliche Studien – quasi als Praktikant – machen zu wollen, arbeitete jedoch überhaupt nichts. Er hätte wie jeder andere gut verdienen können, wenn er den Willen zum Arbeiten aufgebracht hätte.

Die Leute mußten dann die Stadt «bei Nacht und Nebel» verlassen. Hatte die Frau anfänglich die Hotelrechnung aus dem Erlös ihrer «journalistischen Tätigkeit» bezahlt, «vergaßen» sie die letzte Rechnung zu begleichen. Sie wurden deshalb beide vor der Einschiffung an der Küste wegen Zechprellerei verhaftet.

Die grosse Dürre, Abschied und Pläne

Nun kommt es in gewissen Zeitabständen vor, daß es in manchen Gegenden Südwestafrikas ein Jahr lang überhaupt nicht regnet oder zu wenig, um die Flora neu zu beleben. Wenn das «stehende Heu» abgeweidet ist, bleibt den Farmern nur übrig, ihr Vieh in andere Gegenden zu treiben oder die Bestände radikal zu reduzieren. Natürlich ist es dann mit dem Milchanfall vorbei.

Ausgerechnet in ein solch trockenes Jahr traf

ich es. Der Radio verkündete täglich Regen. Aber dabei blieb es. Einige unbedeutende Schauer vermochten kaum die Straßen zu befeuchten. Die Milch ging täglich zurück.

Im Frühsommer 1959 verkündeten mir die Farmer, daß sie noch bis ungefähr Ende Juni Milch zu liefern in der Lage sein würden. Als die «Regenzeit», während der es dort sonst immer regnet, vorbei war und kein Tropfen Wasser mehr von oben erwartet werden konnte, beschloß ich, in die Schweiz zurückzukehren und «nassere» Zeiten abzuwarten.

In der milchlosen Zeit behelfen sich die Kunden mit Kondens- und Trockenmilch. Der Nestlé-Konzern betreibt in der Südafrikanischen Union Fabriken und ist Hauptlieferant dieser Produkte.

Als ich den Betrieb einstellte, rentierte er noch. Ich beabsichtigte jedoch, nicht zu warten bis ich mit Verlust arbeiten mußte. Herr Deutschmann übernahm das Milchgeschäft wieder selbst.

Wenn man sich in Afrika einmal richtig eingespäit hat, geht man nicht mehr gerne weg. Die Rückreise erfolgte am 25. Juli 1959 per Flugzeug. Freundschaften werden vermutlich in fremden Ländern, besonders wenn die Mehrzahl der Bewohner noch andersrassig ist, mit der Zeit besonders tief. So wenigstens erging es uns. Als wir vor dem Abflug Abschied nahmen, blieb kein Auge trocken.

Daheim erst stellten wir fest, daß wir uns verändert hatten. Wir empfanden die Schweiz und besonders Bern und die Leute nicht mehr so, wie wir sie verlassen hatten, trotz der verhältnismäßig kurzen Abwesenheit. Afrika schulte uns gründlich um.

Am meisten empfanden wir es, daß – ausgenommen die Angehörigen – niemand auf einen «Auslandsschweizer» wartet. Irgendwie schienen auch unsere früheren Bekannten und Freunde mit uns abgeschlossen zu haben. Es brauchte daher für uns wieder eine gewisse Anlaufzeit zur «Rückgliederung» in die hiesigen Verhältnisse.

Inzwischen fand ich dann doch eine gute Anstellung in einer größeren Fabrik der Lebensmittelbranche, die mich voll befriedigt.

Ich hatte gehofft, nach der «Regenzeit» – die keine war – wieder nach Windhuk zurückzukehren. Es wurde leider nichts daraus, weil, entgegen allen Spielregeln der Natur, in Windhuk die «Regenzeit» zum zweitenmal ohne Regen vorüberging.